

Prof. Dr. Beate Meffert

Begrüßung zum Tag der Informatik 19. Mai 2006

Am 17. Januar eröffnete Frau Schavan, unsere Bundesministerin für Bildung und Forschung, im Berliner Kino Cubix das Wissenschaftsjahr 2006, das Jahr der Informatik. Heute, am Tag der Informatik, komme ich kaum daran vorbei, ein paar Worte darüber zu verlieren. Ich brauche dazu nicht viel, eine Broschüre der Bundesregierung und die zu Semesterbeginn erschienene HU – Sonderbeilage des Tagesspiegels.

Wissenschaftsjahre zählen wir seit unserer Jahrhundertwende. Mit Platz 7 in der Jahresreihe steht die Informatik gar nicht schlecht da. Lässt man (die Ausnahme) Einstein, unseren Vorgänger von 2005, einmal beiseite, so ist es sogar Platz 6. Nimmt man nur die Fächer unserer Adlershofer Fakultäten, die bisher Berücksichtigung fanden, so stehen wir hinter Physik, Geowissenschaften und Chemie nunmehr an vierter Stelle, noch vor Mathematik und Psychologie, die noch nicht dran waren. Das ist doch schon etwas.

Manchen mag es verwundert haben, dass die Informatik so schnell auf die 2004 nominierte Technik folgt, scheint sie doch mit der Elektrotechnik - als eine ihrer Wurzeln - selbst in diesen technischen Verbund zu gehören. Tatsächlich aber hat sich die Informatik von einem bloßen Werkzeug zur Ergänzung der Mathematik über eine Methode der Analyse und Modellbildung zu einer eigenständigen Disziplin gemausert, zu einer selbständigen Kooperationspartnerin für jede Wissenschaft (so der Informatik-Nestor Wilfried Brauer). Das bringt die Wahl 2006 zutreffend zum Ausdruck.

Und doch beschleicht mich ein leises Unbehagen. Ich vermisse ein geisteswissenschaftliches Fach. Wo bleibt die Philosophie? Wo bleibt die Geschichte? Wo bleibt am Ende gar die Theologie? Stellt sie doch in schöner Regelmäßigkeit - jedenfalls an der HU - Rektoren oder Präsidenten. Worum geht es bei dieser bisherigen Beschränkung auf die Naturwissenschaften auf die - von uns so genannten - exakten Wissenschaften? Ein Interview mit der „Zeit“ mit dem Vorstandssprecher der SAP, Henning Kagermann, hat möglicherweise schon Klarheit gebracht. „Wir feiern 2006 das Mozartjahr,“ so ist er gefragt worden, „das Freudjahr und den Neandertaler. Wozu brauchen wir dann noch ein Informatikjahr?“ Seine Antwort war erhellend: „Wenn wir Mozart oder den Neandertaler feiern, ist das eher rückwärts gewandt. In der

Informationstechnik geht es um die Zukunft Deutschlands.“

Dagegen kommen Geisteswissenschaften nur schwer an. Geschichtswissenschaft beginnt tatsächlich beim Neandertaler und reicht bis gestern, aber eben nicht darüber hinaus. Und die Philosophie hat von Plato bis Hegel eine erstaunliche Strecke aufzuweisen, aber in der Gegenwart ist selbst Habermas für die Zukunft schon beinahe zu alt. Und doch: ganz ohne Philosophie und Mozart durch ein Informatik-gesteuertes Jahrhundert wird manchen eher abschrecken.

Doch letztlich sind die Bedenken unbegründet. Ohne Geist will keiner in die Zukunft. Und so hat unser Ministerium den Geisteswissenschaften ja doch schon einen Platz, zugewiesen, und zwar an hervorragender Stelle, auf Platz 2, gleich hinter der Physik und noch vor allen anderen. Freilich ist nichts mehr so recht, wie es war, sie stehen nämlich dort nicht allein, sondern im Verbund mit anderen in einer eindrucksvollen akademischen Neuschöpfung: den Lebenswissenschaften.

Lebenswissenschaften sind eine Idee, ein Programm, hier und da schon eine Fakultät. Sie stehen für das Zauberwort einer interdisziplinären Forschung. Und doch haben sie als eine akademische Plattform immer noch etwas von einer eher virtuellen Realität. Ihnen jetzt schon den Rang einer Wissenschaft zuzuweisen, nimmt die Zukunft vorweg. Und sie bereits im Jahre 2001 als die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts auszurufen, war beinahe keck. Denn im strengen Wortsinn von *life sciences* geht es wieder nur um die Verknüpfung von Biowissenschaften und Medizin.

An der Humboldt-Universität allerdings wird inzwischen der Begriff der Lebenswissenschaften deutlich weiter gefasst. Auf dem Campus Nord sollen über Biologie und Medizin hinaus Natur-, Kultur- und Sozialwissenschaften in ein Gesamtkonzept eingebunden werden. In ihm, so doziert unser Präsident im Tagesspiegel, versteht sich Leben als ein Prozess ständiger Rückkopplung biologischer, sozialer und kultureller Vorgaben; eine auf diesem funktionalen Verständnis aufbauende Wissenschaft eröffnet in der Tat ein weites, interdisziplinäres Feld faszinierender Fragen und Forschungsbereiche. Ein Aufbruch zu neuen Ufern verheißt der Präsident. Das Ziel dieses Aufbruchs ist offensichtlich durch die Exzellenzinitiative vorgegeben, eben dort haben wir bekanntlich noch einiges gut zu machen.

Wie wird sich die Informatik dort einfinden? Die Antwort, liest man nur die Bestandsaufnahmen der Bundesregierung zum Wissenschaftsjahr, fällt verblüffend

leicht. Informatik ist immer schon da. Informatik ist ubiquitär. Informatik ist ein Grundelement, ein Wirkungsfaktor aller Wissenschaften und aller biologischen, gesellschaftlichen und kulturellen Systeme geworden, und es scheint fast, als ob gerade unsere Wissenschaft berufen wäre, die Trennung von Natur und sozialer Realität und damit auch von Natur- und Geisteswissenschaften wenn nicht aufzuheben so doch zu relativieren: Alle und alles hängen am selben Rechner. Informatik ist, so tönt es im Überschwang der Bundesministerin Schavan, sei das Herz der modernen Informationsgesellschaft. Das klingt etwas überzogen und erinnert irgendwie an das kalte Herz unseres schwäbischen Märchendichters Wilhelm Hauff. Aber Informatik als Nervensystem, Informatik als Blutkreislauf aller Systeme, das passt vielleicht.

Der Ausweis, dass Informatik überall eine herausragende Rolle spielt, durchzieht die Verlautbarung der Bundesregierung wie ein roter Faden. Dabei geht es natürlich in erster Linie nicht um Wissenschaften, sondern um gesellschaftliche und sozialpolitische Errungenschaften und Ausblicke. **Informatik und Mobilität** preist das intelligente Auto der Zukunft; **Informatik und Sicherheit** meint zunächst die Abwehr aller Risiken für das Netz selber, ist dann aber sehr schnell bei der inneren Sicherheit und den globalen Strategien der Terrorismusbekämpfung; **Informatik und Kommunikation** weist den Weg zur digitalen Gesellschaft am Beispiel des multimedialen MP3-Players mit seinem Marktzuwachs von 170% im Jahr 2005; **Informatik und Gesundheit** beschreibt die Implementierung von Chips in den Menschen und versteigt sich in die Visionen eines Gehirnschrittmachers; **Informatik und Sport** hat endlich das Problem des dritten Wembleytores gelöst – ein Positionssender im Ball übermittelt einem zentralen Rechner, ob der Ball die Torlinie passiert hat (nur die Fifa macht nicht mit); **Informatik und Kultur** greift noch einmal den MP3-Player auf, die Technik dieses „digitalen Chamäleons“ werde eine der wichtigsten Revolutionen der Unterhaltungselektronik der nächsten Jahre auslösen.

Beinahe fällt dieser Beitrag aus der Rolle. Denn er leistet sich neben seiner konsumorientierten Verheißung mit einem Mal auch die kritische Frage: Wie sinnvoll ist die Entwicklung einer Technik, die, heute gekauft, morgen bereits veraltet sein wird? Aber die Auflösung dieses bedenkenwerten Einwandes läuft dann doch nur auf die Frage hinaus, wie man angesichts des schnellen Wandels das digitale Kulturgut erhalten kann – ein weiterer Forschungsbereich der Informatik.

Keine einzige kritische Frage. Stattdessen hintereinander aufgelistet Großaufträge für die Wirtschaft und Bedarfsmeldungen des Arbeitsmarktes. Informatik als

Zukunftswissenschaft bedient vor allem den Wirtschaftsstandort Deutschland. Für eine politische Selbstreferenz mag das sinnvoll und ausreichend sein, für die Bestandsaufnahme einer Wissenschaft ist es das nicht.

Wissenschaft ist immer auch kritische Reflexion, ist selbstkritische Reflexion der eigenen Grundannahmen und Ziele. Wissenschaft steht immer auch in einer Folgeverantwortung. Die Feststellung, dass Informatik als Wirtschaftsfaktor sogar den Automobilbau überholt hat, reicht dafür nicht hin.

Tatsächlich sollte es nicht schwer fallen, auch Schattenseiten der Informatik auszumachen; entsprechende Einsichten würde unsere Wissenschaft wohl erst ins rechte Licht rücken. Erlauben Sie also, dass ich eine Ergänzung des Programms der Bundesregierung versuche, sie soll unsere Feierlaune nicht trüben. Aus einer beliebigen Vielzahl wähle ich drei Fragen zu unserem Selbstverständnis.

Eine erste Frage: Wie kommen wir eigentlich dazu, einer Wissenschaft, die jedenfalls ihrem Begriff nach noch keine 50 Jahre alt, ist unsere Zukunft zu überantworten? Wo sind die gesellschaftlichen Konzepte und philosophischen Modelle der Informationsgesellschaft, in die uns die Informatik allein durch die explosive Kraft ihrer Entwicklung hineinzwingt? Genau das sei der entscheidende Fortschritt im Verständnis einer neuen Informationstechnologie, verrät uns der Kollege Härdle von der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät im Tagesspiegel: "Früher hat man Modelle anhand von Daten überprüft, heute gewinnt man aus Daten Modelle." Aber was mathematikgeleiteter Forschung weiterhilft, kann im gesellschaftlichen Bereich leicht aus der Kontrolle geraten. Längst diktiert auch hier das technisch Machbare den Markt und damit die gesellschaftlichen und politischen Bedürfnisse. Wir haben dank moderner Informationstechnologie die Möglichkeit totaler Überwachung; also koppeln sich unsere Sicherheitsbedürfnisse und Sicherheitsstrategien an die breiten Angebote. Wir können durch Wände lauschen, also tun wir's doch.

Ein zweiter Punkt. Informatik, so bilanziert die Bundesregierung, ermöglicht multimediale Kommunikation überall, zu jeder Zeit und sofort. Wir erleben das Ergebnis jeden Morgen in der S – Bahn. Zigfach geht hinter dem Hackeschen Markt die Information nach außen, man werde in etwa 2 Minuten am Alexanderplatz eintreffen. Diese bewegende Mitteilung steht für die Kommunikation der Postmoderne. Eigentlich sollte man ja telefonieren, weil und soweit man etwas zu sagen hat. Allerdings war das auch früher schon gelegentlich anders. Denken Sie an die Zeit, der dreiminütigen Pauschalpreise für Ferngespräche über den großen Teich. Schon in zwei Minuten war

alles Wichtige präzise gesagt. Aber dann kam jedes Mal die drängende Aufforderung: Red weiter, wir haben noch 50 Sekunden. Unter solchem Kommunikationszwang verkommt jedes Gespräch leicht zu sinnlosem Gebrabbel. Heute ist aus der damaligen Verlegenheit ein Prinzip geworden. Allein der Besitz eines Handys zwingt dazu, jederzeit und überall irgendetwas zu sagen, wozu hätte man es sonst? Eine solche Kommunikation rund um die Uhr, wie sie die Bundesregierung ausdrücklich anpreist, gerät leicht mit ihren Inhalten in Konflikt und deformiert den Aussagegehalt jeder Sprache.

Informatik werde Sprache und Kommunikation verändern, gibt die Bundesregierung selbst zu bedenken. Das kann arglos verlautbaren lassen und politisch verantworten nur, wer über Kommunikation und Sprache nicht ausreichend nachgedacht hat.

Ein drittes Bedenken schließt unmittelbar an, es betrifft Begriff und Funktion der Information selbst. Information ist zunächst einmal eine Aussage über eine Tatsache in der realen Welt, nichts weiter. Diese Aussage gewinnt ihre Bedeutung nur in einem bestimmten Sinnzusammenhang. Wer Informationen ohne Sinn und Zweck sammelt und vertreibt, produziert in dieser Zusammenhanglosigkeit Informationsmüll, der schon deshalb nicht abgetragen werden kann, weil auch über das Richtig oder Falsch einer Information ohne Bezugssystem nicht entschieden werden kann. So kann denn zumeist auch keine Rede davon sein, dass Reformen in unserer Gesellschaft daran scheitern könnten, dass wir über ein bestimmtes Problem zu wenig Informationen besitzen. Regelmäßig fehlt nicht die Information, sondern das Konzept, in dem sich die Information organisiert und erst dadurch unser Wissen vermehrt – Wissen als Basis nicht schon der Antworten auf offene Fragen, sondern vorab als die Fähigkeit, die richtigen Fragen überhaupt erst zu stellen.

Sie sehen jetzt, warum ich mich eingangs bei den Lebenswissenschaften aufgehalten habe. Information, so fasst der amerikanische Medienwissenschaftler Neil Postman zusammen, ist in einem von Technik bestimmten Zeitalter nicht die Lösung des Problems, sondern das Problem selbst. Und die anstehende Aufgabe eines Erkenntnisgewinns durch Informationsverarbeitung kann unsere Wissenschaft nicht allein angehen, hier braucht sie Fragen und Angebote aus allen Bereichen, die sie mit ihrem Innovationspotential voranbringt. Also drängen wir als Wissenschaft des Jahres vermehrt über unseren Tellerrand hinaus und folgen unserem Präsidenten zu neuen Ufern.